

Gregor Siefer

Der Priester –
ein geweihter Mann?
(2. Teil)*

III. Welche
Konsequenzen lassen
sich daraus für die
Ordination ziehen?

Tradition im Ritus

›Weihe‹ ist nach der Definition des ›Lexikon für Theologie und Kirche‹ ein »Ritus, mit dem eine Person oder eine Sache in den Dienst Gottes gestellt wird.«²⁹ Wenn man bedenkt, welche Assoziationen Begriffe wie Weihrauch, Weihwasser usw. in der Öffentlichkeit heute wecken, dann ist es nicht unverständlich, daß mancher Priester selbst heute lieber von ›Ordination‹ als von ›Priesterweihe‹ redet. Die – in bezug auf einige christliche Kirchen – durchaus richtige Formaldefinition verdeckt in ihrer Eleganz nämlich eine Besonderheit, die gerade das Priester- und Predigeramt in den christlichen Kirchen auszeichnet. Es ist keineswegs die ›Weihe‹ selbst, Akte dieser Art gibt es auch in der profanen Alltagswelt genug. Aber eine analoge Definition für all die ›Weihe‹n, die am neuen Stück Autobahn, bei der Taufe (!) eines Schiffes oder bei der Eröffnung eines neuen Kaufhauses zelebriert werden, müßte lauten: »ein Ritus, mit dem eine Sache in Dienst gestellt wird«. Der entscheidende Unterschied: immer und ausschließlich sind diese Akte auf Sachen bezogen. Nirgendwo sonst aber in unserem Kulturkreis gibt es eine Weihe junger Erwachsener in einem der Ordination vergleichbaren Sinn, da auch die Vereidigung von Staatsbeamten, Soldaten oder Sportlern zur Olympiade den Charakter einer Selbstverpflichtung trägt, in keinem Fall aber diesen Grad von passiver Hinnahme erreicht, wie er etwa in der Zeremonie der Handauflegung zum Ausdruck kommt. Das Problem, das sich damit stellt, ist die Frage, bis zu welchem Ausmaß Tradition im Ritus ein Selbstwert sein darf und soll, wieweit man das Symbol für Kontinuität und Identität der Kirche mit sich selbst überziehen kann, ohne zu bedenken, daß man diese Tradition u. U. teuer bezahlen muß, wenn z. B. diejenigen wegbleiben und sich andere Berufschancen suchen, die bei sinnvoller Anpassung der Ordinationsriten durchaus zum Priesteramt bereit wären. Es scheint so, daß man häufig noch übersieht, daß Traditionen eben nicht nur auf die Dauer positive Erfahrungen kumulieren, sondern in einer sich wandelnden Gesellschaft auch Hindernis für die Verwirklichung eben dessen sein können, was sie symbolisch zum Ausdruck bringen wollen. Die Herausstellung der Tatsache, daß die Handauflegung ein – im wörtlichsten Sinn – Unikum in unserem Kulturkreis ist oder der Hinweis, daß – auch im neuen Ritus – die Beziehung des Priesters zu seinem Oberen auf das Gelöbnis von ›Ehrerbietung und Gehorsam‹ reduziert bleibt, laufen nicht unbedingt auf ein Plädoyer für einen eifertigen Verzicht auf derartige Gesten und Texte hinaus, um durch viel-

* Der 1. Teil (Kapitel I und II) des Beitrags ist in Heft 1 dieses Jahrgangs erschienen.

²⁹ LThK X, 980.

leicht attraktivere Zeremonien die Priesterseminare wieder zu füllen. So simpel und leicht zu steuern sind die Zusammenhänge sicher nicht. Wenn man unterstellen darf, daß das geltende Verständnis vom Priesteramt eine brennpunktartige Konkretion in den Texten und Zeremonien des Ordinationsritus erfährt, dann lassen sich von hier aus gewisse Rückschlüsse auf die Art und Weise der Situationsbeurteilung durch den Kirchenapparat, aber auch – angesichts des Rückgangs der Meldungen zum Priesteramt – auf die Beurteilung durch die potentiell dazu Berufenen ziehen. Trotz einiger Kürzungen, Glättungen und Anpassungen des neuen Ritus gegenüber dem alten läßt sich insgesamt wohl ohne Widerspruch sagen, daß der Akt der Priesterweihe – in der Intention wie in der Sache selbst – heute um einige Grade mehr den Leitlinien des Zeitbewußtseins zuwiderläuft als irgendwann seit den Tagen Konstantins. Die Folgen davon – das Sinken der Nachwuchszahlen – haben jenen Trotz von guten Sitten und alten Gewohnheiten abrupt unterbrochen, nach denen in manchen Familien und einigen Berufen zweite oder dritte Söhne zum Priesteramt einfach bestimmt waren, wodurch in einem eingespielten ›do-ut-des-Mechanismus‹ der Apparat mit Klerikern versorgt wurde, die eben dadurch auch selber versorgt wurden. Der Zerfall dieser Gewohnheiten isoliert das Amt in doppelter Weise: es wird weniger Priester geben, und die Wahl dieses Weges wird als noch absonderlicher gelten bei der großen Mehrheit jener, die sich für ›richtige‹ Berufe entscheiden.

Selbstverständnis der Kirche

Diese Entklerikalisierung der Kirche – weniger aus Einsicht, sondern weil die Kleriker aussterben – stellt und beantwortet zugleich jene entscheidende, seit Jahrzehnten schon in der Kirche diskutierte Frage nach ihrem Selbstverständnis in der Gegenwart: Volkskirche und Ordnungsmacht, assoziiert den Spitzen von Staat, Parteien und wirtschaftlichem Management, *oder* aber Kirche in der Vielfalt individueller Ausprägungen, mitten in der Welt ohnehin, sichtbar repräsentiert in der Glaubwürdigkeit einzelner Menschen.³⁰

Von hier aus ist dann auch zu fragen, ob die Riten der Ordination (und damit das geltende Verständnis des

³⁰ Bei der Beschreibung dieses anderen Verständnisses von Kirche, das man einer etablierten Institution Kirche gegenüberstellen müßte, fehlen logischerweise die Begriffe, da es sich ja eben nicht um konkurrierende Apparate, Gruppen oder ›Lager‹ handelt, die kontradiktorisch beanspruchen, ›die‹ Kirche zu repräsentieren. Darum sind auch Begriffe wie ›Kirche der Armen‹ oder ›Kirche der Revolution‹ nur zeitbedingte Spiegelungen des status quo, vielleicht notwendig, um durch eine extreme Konfrontation den status quo überhaupt erst einmal ins Bewußtsein zu bringen, von dessen Änderung man dann die Änderung der Verhältnisse selber erwartet.

Das Charisma in der Kirche

Ordination der Frau

Amt) derart an die Kodifikation bestimmter historischer Entwicklungszustände gebunden bleiben müssen, daß es geradezu zu Überlagerungen von funktional divergierenden Traditionsformen kommt, die eben dadurch – durch das strikte Festhalten wider alle Einsicht – ex post quasidogmatischen Charakter bekommen.³¹ Das gilt nicht nur für die Ordines minores als Bedingung für den Empfang des Sakraments der Priesterweihe, sondern noch viel mehr für die Definition der Sakramentalität der Priesterweihe selbst.³²

Für die Zukunft aktuell werden dürfte immer mehr die Frage, ob überhaupt und wenn, unter welchen Bedingungen, Charismatiker, die also nur qua Person in der Gemeinde wichtige Funktionen erfüllen – und damit schon realisiert und bewährt haben, wofür der junge Amtskandidat eigens ›geweiht‹ wird – ob diese Menschen dann eben nachträglich zum Priesteramt zugelassen werden sollen.

Überlegungen und Forderungen dieser Art setzen eine ganze Flut neuer Fragen frei, unter denen die Tatsache, daß das Charisma nicht nur bei Männern und schon gar nicht nur bei unverheirateten Männern aufbricht, gar keine Frage mehr ist. Aber auch die Ordination selbst würde in bezug auf das, wofür ordiniert wird, entscheidend verändert. Denn die Befähigung zum Dienst, ja die Leistung der Aufgabe selbst, läge bereits vor, und damit gewänne die Ordination mehr den Charakter einer ›Belohnung‹ und verlöre den der fast magischen Beschwörung, mit der die notwendige ›Amtsgnade‹ herabgefleht wird, ein Bemühen, das ja nicht immer vom erhofften Erfolg gekrönt ist. Die sich abzeichnende Praxis, hierfür das Amt des Diakons zu reservieren, dürfte auf jeden Fall ein sehr fragwürdiger Kompromiß gegenüber dieser Situation sein, zumal wenn es sich einbürgern sollte, als ›Charisma‹ die Besetzung irgendwelcher Positionen in der kirchlichen Beamtschaft zu definieren. Die Frage nach der Ordination der Frau würde dadurch nur verschärft, denn Elisabeth Gössmann fragt in dieser Hinsicht sicher zu Recht, »ob etwa die

³¹ Vgl. H. KÜNG, *Thesen zur apostolischen Sukzession*, in: *Concilium* 4 (1968) 248–251, bes. 249.

³² Das ist hier nicht Thema und im übrigen läßt sich von der Soziologie her dazu auch wirklich nichts sagen. Es läßt sich nur feststellen, wie mühselig und verquält – und dennoch kaum überzeugend – die theologischen Argumentationen in dieser Hinsicht sind (vgl. *LThK* VII, 1216–1217). In diesem Zusammenhang sind allerdings die Überlegungen zur möglichen Umstufung in der Rangordnung der Sakramente von einer über die Theologie hinausgehenden Bedeutung, da mit einer – exegetisch gerechtfertigten – Heraushebung von Taufe und Eucharistie eine sehr entscheidende Annäherung an die reformatorischen Kirchen erfolgt. – Vgl. Y. CONGAR, *Die Idee der sacramenta maiora*, in: *Concilium* 4 (1968) 9–15, bes. 13.

Männer eine besondere Amtsgnade für diejenigen Dienste in der Kirche brauchen, welche die Frauen aufgrund ihres Menschseins und Christseins ebensogut verrichten können!«³³

Im Zuge der erzwungenen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern dürfte sich dies Problem im Maße des Ausbleibens männlichen Priesternachwuchses in einer sich weiterhin versachlichenden Leistungsgesellschaft ähnlich pragmatisch lösen wie im Bereich der Krankenversorgung, wo immer mehr Funktionen, die einst eifersüchtig als Privilegien dem Arzt reserviert waren, in den Aufgabenbereich der Schwester abwandern. Das Standardbeispiel aus dem Bereich der Liturgie selbst ist der Akt der Taufspendung, der – im Notfall – von jedem Menschen, also auch von Frauen, geleistet werden kann. Gegenüber einer sich allzustark an historische Tradition und juristische Kodifikation bindenden Liturgie wird dann freilich die Normalität des Alltags in einer dynamischen Gegenwart zu einer Kette von Notsituationen und Ausnahmefällen. Ob es allerdings noch sehr sinnvoll ist, sich auf dieser umwegigen Argumentation des Erlaubt-seins seines Handelns zu versichern, bleibe dahingestellt.

Das dahinterliegende Problem zeigt sich allerdings nur selten am einzelnen, gerade debattierten Sachverhalt, denn es liegt in der an die Art der Autoritätsbegründung reichenden Frage, ob es sich die jeweils herrschende Gruppe (in diesem Fall die Männer) glaubt leisten zu können, innerhalb ihrer Argumentation zuzugeben, daß sie in der Sache unrecht gehabt hat. Hier zeigt sich die ganze Schwäche dieser Autoritätsstruktur, die sich selbst weit über alle dogmatischen Definitionen hinaus an die Illusion der eigenen Irrtumslosigkeit und Unfehlbarkeit gebunden hat, eine Illusion, die durch die Wirklichkeit des Alltags immer deutlicher und immer sichtbarer für alle zerstört wird.

Zusammenfassung:

1. Der Ordinationsritus (und der sich daran anschließende Lebensstil) müßte in Beziehung zu den realen und erfüllbaren Funktionen des Priesters stehen. Das heißt nicht nur Abbau und Reduktion, aber Hinauswurf der ›falschen Würden‹ (zu denen sicher der Titel ›Hochwürden‹ gehört).
2. Das Besondere an der Ordination ist es in unserem Kulturkreis, daß nicht eine Sache, sondern erwachsene

³³ *Concilium* 4 (1968) 292. Neben dem hier zitierten Aufsatz ›Die Frau als Priester‹ (S. 288–293) vgl. auch die Stellungnahme derselben Verfasserin in: *Wort und Wahrheit* 23 (1967) 358 f. Eine konträr entgegengesetzte Ansicht vertritt I. F. GÖRRES, *Über die Weihe von Frauen zu Priesterinnen*, in: *Christlicher Sonntag* 17 (1965) 197–199.

Menschen geweiht *werden*, und zwar zu einem Amt ausdrücklich zweiter Ordnung.

3. Es ist von daher zu fragen, ob man dann nicht lieber die Ordination zu einem Sakrament ›zweiter Ordnung‹ machen sollte, was einerseits an die reine Installation erinnert, andererseits die Situation in den anderen christlichen Kirchen berücksichtigt und obendrein exegetisch eher zu belegen ist.

4. Ungelöst bleibt zumindest bisher das Problem des Charismatikers, und zwar in mehrfacher Hinsicht: zunächst, ob eine Ordination überhaupt sinnvoll oder gar erforderlich wäre, sodann, unter welchen Bedingungen ›Charisma‹ erkannt, definiert und anerkannt würde, und schließlich, wie anders dann der Ritus der Ordination aussehen müßte. Denn nur dies scheint klar zu sein, daß der Charismatiker nicht unter der Rubrik ›Spätberufener‹ einzuordnen ist. Ebenso fragwürdig ist schließlich die nachträgliche Diakonatsweihe.

5. Mit der Betonung der realen Funktion des Priesteramtes wäre auch die Frage der ›praktischen Berufsausbildung‹ der Theologen zu bedenken. Das würde einerseits die tragischen Konsequenzen eines Berufungsirrtums besser lösen können (durch Entlassung in den gelernten Beruf), andererseits die charismatische Berufung ›eines Berufstätigen‹ nicht in das etwas sensationelle Licht des Weekendpriesters bringen, weil dann Normalfall wäre, was heute die Ausnahme ist.

6. Notwendig erscheint (auch im Ordinationsritus) die Berücksichtigung des Wandels der traditionellen Autorität (Befehl – Gehorsam) zur funktionalen Autorität, die sich durch Leistung ausweist (und nicht durch die Behauptung, man habe immer recht gehabt). Denn real wird die Hierarchie zunehmend zu einer Illusion. Soziologisch ist der Bischof nicht mehr als der Vorgesetzte seiner Priesterschaft mit – wie man hinzufügen darf – auch dort abnehmender Chance, bei ihr Gehorsam zu finden.

7. Der verheiratete Mann übernimmt unter immer häufiger eintretenden Notsituationen Funktionen, für die von der Ordination her an sich nur der Priester bestimmt ist. Damit kommt es zu einer unmittelbar liturgischen Relativierung des Priesteramtes.

8. Ähnliches gilt auch für die Frau, die als Priesterin dem Ethnologen und Anthropologen durchaus geläufig ist. Andererseits ist zu beobachten, daß in unserem Kulturkreis auch dort, wo Frauen ordiniert sind (in einzelnen evangelischen Kirchen Nordeuropas), ihre faktische Tätigkeit mit ähnlichen Hemmnissen belastet ist wie dort, wo sie gar nicht erst ordiniert werden. Das hat eine Reihe sozialhistorischer Gründe, die durchaus aus der Geschichte der christlichen Kirchen bekannt sind. Die Ar-

gumente in diesem Bereich sind meistens ebenso emotional wie irrational und deuten nur an, daß wir auch heute unsere patriarchalistisch-manichäische Vergangenheit noch nicht überwunden haben.

Vorschläge

Je nach eigener Position und Intention wird man die mit dem neuen Ordinationsritus durchgeführten Änderungen als zu weitgehend, genügend oder noch nicht genügend beurteilen. Unabhängig von der Frage, ob und in welchem Ausmaß eine Anpassung überhaupt gut und notwendig sei, und ebenso unabhängig von der Frage, wie weit soziologische Erkenntnisse sich überhaupt unmittelbar in liturgische Riten und Kulte übertragen lassen, möchte ich in Konsequenz der dargestellten Überlegungen nur sechs Vorschläge machen.

1. Die Kirchenoberen sollten noch mehr als bisher zurückhaltend sein bei der Zulassung zur Ordination und sich auch nicht durch den zunehmenden Priestermangel dazu verleiten lassen, Kandidaten zu früh zu weihen und damit nach wie vor auf ein Leben und einen Lebensstil zu verpflichten, den die Betroffenen im Alter der Weihe meist nicht übersehen können, zumal das Priesteramt heute nicht mehr den traditionellen Schutz und die psychologischen Stützen hat, die es noch vor einer Generation gegen einen Großteil der heute offen geäußerten Kritik abschirmten.

2. Zu fördern wäre deshalb vor der Ordination die Ermöglichung eines freien Zusatzstudiums in verwandten Fächern (Pädagogik, Psychologie usw.), wenn möglich mit Abschluß. Das würde die Fachqualifikation der zu Ordinierenden zumindest in *einem* nicht-theologischen Bereich verbessern, vor allem aber dem Kandidaten die wirkliche Freiheit in der Wahl seines Weges geben (abgesehen davon, daß er dann zwei Jahre älter ist).

3. Nicht nur heute, sondern in Zukunft immer wird es notwendig sein, auf eine sinnvolle Realitätsbindung der Weihetexte zu achten, was in einer sich wandelnden Gesellschaft die Konsequenz einer ständigen Kontrolle, Überprüfung und zumindest häufigeren Textänderung als bisher einschließt. Die Sicherheit und Stabilität des Priesteramts werden zu allerletzt durch die starre Tradierung seines Ordinationstextes und seiner Installationsregeln garantiert.

4. Man sollte sich in einem sicher sehr langwierigen Prozeß der Bewußtseinsveränderung zu einer deutlichen Korrektur der Priesteramtsvorstellung, des Priesterbildes entschließen. Dabei dürften natürlich auch die Fragen, ob nur der Mann oder nur der Mann ohne Frau zum Priesteramt zugelassen werden sollte, nicht ausgeschlossen werden. Gerade für den Problemkreis des Frauenpriesteramts und des Zölibats gibt es nicht nur theologi-

sche Argumentationen, die man sich bei einer Korrektur der gegenwärtigen Praxis durchaus zumuten könnte, zumal sie keineswegs alle *für* das Frauenpriestertum und *gegen* den Zölibat sprechen.

5. Man sollte sich, besonders unter den Lehrenden und Predigenden, zu einer ebenso langwierigen Korrektur des allgemeinen Sprachgebrauchs entschließen und vor allem auf die Begriffspaare verzichten, die den Priester dem ›Gläubigen‹ oder den Priester dem ›Laien‹ und den ›Geistlichen‹, ja wem denn (dem Fleischlichen?) gegenüberstellen. Die Beschränkung auf Name und Funktion bei der Beschreibung eines Individuums (Pfarrer Meier oder Lehrer Müller) würde sicherlich in manchen Fällen das Amtspriestertum des einzelnen nicht erkennen lassen (denn Lehrer Müller könnte ein ›geistlicher Religionslehrer‹ sein), aber gerade dieser Verzicht auf die Heraushebung des geweihten Amtspriesters in *jeder* Situation würde etwas vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen real werden lassen, abgesehen davon, daß derselbe Prozeß sich in der Angleichung der Kleidung, der Sprache und der Umgangsformen bereits vollzieht.

6. Man sollte sich nicht scheuen, einer allmählichen Umwandlung der Autoritätsstruktur auch innerhalb der Kirche Raum zu geben und diesen Wandel auch im Ordinationsritus noch stärker sichtbar werden zu lassen. Der gute Glaube, daß die Kirche auseinanderbräche, wenn das praktizierte Schema der hierarchischen Bevormundung aufgegeben würde, ist letzten Endes nur eine Folge von Wirklichkeitsblindheit.

Existenzfrage
der etablierten
Kirche

Damit stehen wir letzten Endes wiederum vor der zentralen Frage, ob in der Gegenwart Priester überhaupt noch nötig sind, also vor jener Frage, die über die Existenz oder Nichtexistenz der etablierten Kirche selber entscheidet. Doch die Würdenträger unserer Amtskirchen dürfen beruhigt sein. Denn nach einer zunächst sehr zynisch klingenden, aber die soziale Verflechtung der religiösen Systeme sehr sachlich und treffend kennzeichnenden Bemerkung des Tübinger Soziologen Günter Kehr sind »die Überlebenschancen von Religion und Kirche in unserer Gesellschaft . . . gesichert, solange jeder glaubt, daß der andere sie benötige«³⁴.

Sucht man nach etwas trostvolleren Formulierungen, dann findet man unter der recht zahlreichen Literatur zu diesem Thema nur wenige Texte, die einerseits realitätsnah genug sind und andererseits diejenigen Elemente enthalten, die meiner Meinung nach für die Zukunft des Priesteramtes lebensnotwendig sind: Vernunft und

³⁴ *Das religiöse Bewußtsein des Industriearbeiters*, München 1967, 192.

Glaubwürdigkeit. Kardinal Suhard, in den ersten Nachkriegsjahren Erzbischof von Paris, beschrieb das Wesen des Priestertums in der Welt von heute als den Auftrag, »zu leben in einer Weise, die unverständlich wäre, wenn Gott nicht existierte«³⁵.

Ein Hauch dieses Geistes ist auch im neuen Ordinationsritus zu entdecken, in dem nicht nur gekürzt und abgebaut wurde, sondern auch phantasielose durch sinnvollere Texte ersetzt worden sind. Einer davon lautet – bei der Übergabe von Patene und Kelch an den Weihesakandidaten: »Erkenne, was Du tust, ahme nach, was Du vollziehst. Laß Dein Leben geprägt sein vom Geheimnis des Kreuzes des Herrn.«³⁶

Das klingt nach einem schönen Schlußwort. An der Tatsache, daß der Priester – *der* (bislang) repräsentative Amtsträger in der Kirche – in der modernen Gesellschaft ein Fremdling ist und bleibt, wird auch eine solche Verdeutlichung im liturgischen Ritual nichts ändern, im Gegenteil. Doch wenn dieser Appell nicht nur von denen, an die er gerichtet ist, sondern auch von denen, die ihn aussprechen, wirklich ernst genommen und auch in ungewohnten Situationen selbst realisiert wird, dann allerdings besteht die Chance, daß der Sinn einer derartigen Berufswahl auch denen einsehbar und – im Zeugnis eines einfachen aber wahrhaftigen Lebens – vielleicht sogar verständlich wird, die sich selbst ganz anders entscheiden. Dann – und nur dann – wäre die Reform auch der Ordinationsliturgie nicht nur ein Ventil zur Beschwichtigung unruhig gewordener Seminaristen, sondern ein kleines Wegstück zur bitter notwendigen Erneuerung der Kirche.

³⁵ *Les Prêtres dans la Cité*, Paris 1949, 49.

³⁶ Der Gesamttext bei der Überreichung von Kelch und Patene lautet: »Nimm hin die Gaben des heiligen Volkes als Opfergabe für Gott. Erkenne, was du tust; ahme nach, was du vollziehst. Laß dein Leben geprägt sein vom Geheimnis des Kreuzes des Herrn.« – Im alten Ritus stand an dieser Stelle: »Accipe potestatem offerre Sacrificium Deo Missasque celebrare tam pro vivis quam pro defunctis. In nomine Domini.« (Empfange die Gewalt, Gott das Opfer darzubringen und Messen zu feiern für die Lebenden wie für die Verstorbenen, im Namen des Herrn.) Übrigens stand der wichtige mittlere Satz des neuen Textes (Erkenne, was du tust; ahme nach, was du vollziehst!) bereits im alten Ritus, allerdings in einem den Sinnbezug völlig verändernden, anderen Zusammenhang: bei der – im neuen Ritus ganz weggefallenen – »Belehrung der Weihesakandidaten«, und zwar bei der Einschärfung des Keuschheitsgelübdes.